

TRACIE FRANK MAYER

# Einem Herzschlag entfernt

Die Geschichte einer Mutter, die für  
das Leben ihres Sohnes kämpfte



**e** **SCM**  
Hänssler

habe. Er sagte mir später, ich hätte geglitzert und dass sie eine solche Erscheinung wie mich einfach nicht gewohnt waren, damals. Er sagte, ich hätte ausgesehen wie ein Popstar. Ja klar, mit meiner fleckigen, tränenverschmierten Visage. Eyeliner und Mascara hatten schwarze Schlieren hinterlassen, von den Augen bis zum Kinn. Ich sah aus, als trüge ich die Spuren verbrannten Gummis von Autoreifen in meinem Gesicht, die einem unglücklichen Schicksal entgegengerast waren.

»Es gibt ein Problem mit dem Herzen Ihres Babys«, versuchte er mir beizubringen.

Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und lehnte sich in seinem Stuhl nach vorne, zu mir.

Meine Ausbrüche und Weinkrämpfe hatten nachgelassen. Mir war bewusst geworden, dass diese Menschen, diese Ärzte, nicht alle Idioten sein konnten. Meine Hysterie würde ihre Prognose nicht ändern. Ich stand unter Schock und strengte mich an, ganz bei mir zu bleiben. Wenn ich langsam und tief atmete, würde es mir vielleicht gelingen, und vielleicht würde sich in diesem Zimmer nicht mehr alles so drehen. Konzentrier dich! Ich musste versuchen, mich im Griff zu haben. Es stand sehr ernst um unser Baby. Und für Marc, allein schon für ihn, musste ich mich zusammenreißen. Jetzt sofort.

»Es scheint sehr ernst zu sein«, sagte Dr. Gillor.

Ich strauchelte. »Was scheint sehr ernst zu sein?«, fragte ich.

»Die Situation mit dem Herzen Ihres Jungen.«

In den vier Wänden des Besprechungszimmers gefangen gab ich mir große Mühe, Dr. Gillors Worten all meine Aufmerksamkeit zu schenken. Aber das Problem war, dass nichts von dem, was er sagte, Sinn ergab. Nicht auf Englisch. Nicht auf Deutsch. Nicht auf Suaheli. Überhaupt nicht. Gar nicht. Nix. Null. Nada. Punkt aus. *Du kannst dich später beim Schicksal bedanken*, sagte ich mir. *Aber jetzt musst du aufpassen, aufpassen, aufpassen!*

Es ist ein furchtbares Gefühl, wenn man versucht, sich an etwas festzuhalten, und es nichts zum Festhalten gibt. Man ist so weit draußen. Es gibt kein Entkommen. Also fängt man an, sich vorzutasten, weil man ja nichts sieht. Man streckt die Hände aus, macht zaghafte, kleine Schritte. Man hat Angst, sich zu bewegen, aber man weiß, dass man es muss. Doch man greift nur ins Nichts, in einen Nebel, der so dick ist, dass man ihn mit einem Messer schneiden könnte. Man tastet sich weiter voran, streckt die Hände weiterhin aus nach irgendetwas, überzeugt davon, dass man einen Baum oder eine Wand, eine Schulter oder irgendetwas finden wird, das einem helfen kann, wieder die Orientierung zu gewinnen. Aber da ist ... nichts.

Es ist ein Gefühl, so stelle ich es mir zumindest vor, wie die Sekunden, die man durchlebt, bevor man ertrinkt. Man versucht verzweifelt, nach Luft zu schnappen, aber egal, wie entschlossen man den Fluten trotzen will, man bekommt den Kopf nicht über Wasser und geht unter in einem Strudel rasender Ohnmacht. Bis man sich endlich ergibt und loslässt und davongleitet in die Tiefen. Man gibt auf, denn es gibt *nichts*, was man

noch tun könnte.

Lässt man los, lässt man sich vom Monster verschlingen. Aber aus irgendeinem Grund gibt es irgendwo da drinnen, irgendwo ganz, ganz tief drinnen, einen Funken Hoffnung. Es ist wohl der tiefe Wunsch, dass das Monster einen verschont. Es ist eine Hoffnung, die um Vergeblichkeit kreist. Segen und Fluch zugleich.

»Also ... was scheint denn so ernst zu sein?«, fragte ich.

»Die Ultraschalluntersuchung, die der Professor gemacht hat, weist einige schwerwiegende Anomalien auf.«

»Aha.« Ich putzte mir die Nase. »Was sind Anomalien?«

»Anomalien sind Abweichungen, Unregelmäßigkeiten.«

»Oh ... wie was, zum Beispiel?«

»Also, es scheint, als habe Ihr Sohn statt vier Herzkammern nur zwei.«

»Mhm. Aha. Zwei ... verstehe.« Ich verstand überhaupt nichts.

»Morgen werden wir's genau wissen, nach der Herzkatheterisierung«, sagte er.

»Ah ja.«

Seine Worte hingen eine Zeit lang in der Luft, während ich versuchte, ihr Gewicht zu ermessen. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wovon er sprach.

»Herzkatheterisierung«, wiederholte ich.

Ungefähr zu diesem Zeitpunkt betraten Helmut und der Professor das Zimmer. Irgendwie waren wir getrennt worden auf dem Weg vom Krankensaal zu diesem Zimmer, wo ich irgendwie auf diesem Stuhl Platz genommen hatte. Selbst der Anblick meines Mannes konnte mich nicht aus meinem zombieähnlichen Zustand reißen. Er sah genauso am Boden zerstört aus wie ich. Er sank in den Stuhl neben mir, zog meine Hand zu sich herüber und seufzte traurig, immer und immer wieder. Eine Krankenschwester trug die leere Tragetasche herein, in der wir Marc hierhergebracht hatten.

Mein Herz setzte für einen Moment aus und ich fühlte deutlich, wie sich mein Magen zusammenzog. Der Professor nahm den Faden dort auf, wo Dr. Gillor ihn hatte fallen lassen. Halb auf Englisch, halb auf Deutsch. Nachdem also morgen die Katheterisierung stattfinden würde, könne er uns mehr sagen. Wir sollten nach Hause gehen und versuchen, uns auszuruhen. Wir könnten ihn am Abend um 20 Uhr anrufen, um zu fragen, ob es irgendwelche Veränderungen gegeben hätte.

Bevor wir das Krankenhaus verließen, sahen wir nach unserem Sohn. Pure Erleichterung: Ich konnte in Marc kein erkennbares Anzeichen von Unwohlsein ausmachen. Er schlief tief und fest und friedlich. Und das, obwohl da Medizin durch einen Schlauch in seinen Arm lief, die Überwachungsmonitore unentwegt diesen hohen Piepton ausstießen und er an Kabel angeschlossen war. Gott sei Dank schien ihn das alles nicht sonderlich zu stören. Aber mich brachte es fast um. Es zerriss mir das Herz, ihn so daliegen zu sehen. Mein Fleisch und Blut lag in diesem Babybettchen. Ich konnte es nicht fassen.

*Könnte jeden Moment sterben.* Ich zuckte jedes Mal zusammen, wenn die Worte des

Professors in meinen Ohren dröhnten. Das konnte nicht sein Ernst sein! Es gelang mir einfach nicht, die Realität dieser Situation zu begreifen. Ich umklammerte die Stäbe des Gitterbettchens, versuchte, das Metall zu biegen, bis meine Finger schmerzten. Mein Herz war gebrochen. Aber vielleicht konnte ich mich auch äußerlich verletzen, irgendwo, wo ich es sehen konnte, vielleicht meine Finger brechen oder irgendwie anfangen zu bluten, irgendetwas tun, um einen Moment zu erschaffen, der real für mich war. Meine Augen schweiften zum Boden. Reflexartig stampfte ich ein paarmal mit den Füßen dagegen. Es war mir vollkommen bewusst, dass sich nichts bewegte. *Okay*, dachte ich. *In Ordnung*. Mit der rechten Hand hielt ich mich an einem Gitterstab fest, zog mich in eine aufrechte Position und führte die linke Hand vor mein Gesicht. Ich betrachtete die Innenseite meiner Handfläche. Mit gefurchter Stirn folgte ich den Konturen meiner Hand, drehte sie langsam um, als sähe ich sie zum ersten Mal, und musterte die oval gefeilten, rot lackierten Nägel, die über meine Fingerspitzen hinausragten. *Ja, das ist deine Hand. Du machst Fortschritte*, sagte ich mir. *Du erkennst deine eigene Hand und der Boden bewegt sich nicht. Du bist hier. Du bist nicht nicht hier. Du bist hier. Das ist die Realität*.

Ich senkte meine Hand, um die Gitterstäbe mit beiden Händen zu umfassen, und schaute durch sie hindurch zu unserem Sohn. Mein Herz geriet ins Stocken, ich musste gleichzeitig schlucken und atmen. Ich drehte mich wieder weg von ihm, denn ich musste das Weinen unterdrücken und wollte ihn nicht wecken. Helmut klopfte mir sanft auf den Rücken.

»Alles in Ordnung, mein Schatz?«

»Ja, ich ... alles okay.«

In diesem Moment, bevor ich mich wieder zu unserem Sohn drehte, als ich da an seinem Bettchen stand und mit aller Kraft versuchte, die Fassungslosigkeit abzuschütteln und einen gleichmäßigen Atemzug zu nehmen, in diesem Moment überkam mich ein solcher Schwall qualvoller Gefühle, dass ich mich nicht um die anderen Babys, die Krankenschwestern, die Eltern oder die Ärzte scherte. Ich wollte einfach nur schreien. Ich wollte rausbrüllen, dass es doch nicht möglich sein konnte, dass das Schicksal so plötzlich, so unerwartet, so erbarmungslos zuschlug. Einfach nicht möglich! Nicht mit noch so viel Fantasie! Beim besten Willen nicht! Für den Bruchteil einer Sekunde dachte ich, es sei zu spät. Es nötigte mir wirklich die allergrößte Selbstbeherrschung ab, es nicht zu tun.

Helmut ging für einen Moment zu der Krankenschwester, die sich um Marc gekümmert hatte. Er wollte sie bitten, ihn im Auge zu behalten. Und wenn ihr Dienst endete, sollte sie doch freundlicherweise ihre Kollegin bitten, ein wachsames Auge auf Marc zu haben. Sie versprach ihm, dass sie das tun würde. Ich hatte das Gitter etwas gesenkt und ließ sanft einen Finger über Marcs Händchen schweben. Helmut war zurück. Wir küssten unseren Sohn immer und immer wieder. Dann zog ich das Gitter leise wieder hoch. Mit einer Hand griff Helmut nach mir, mit der anderen griff er nach Marcs Tragetasche und trug sie zum Auto – obwohl sie unfassbar schwer gewesen sein muss.

Als wir aus dem Krankenhaus heraus ins Freie traten, blickten wir in einen bedrohlichen

Himmel. Es war später Nachmittag, fast Abend, und es umgab uns nicht das ruhig strahlende Zwielflicht einer Abenddämmerung, die sanft in eine friedliche Nacht hinübergleiten würde. Ich war mir ziemlich sicher, dass die Sonne gelacht hatte, als wir hier angekommen waren. Sonnenlos, mondlos, sternenlos. Die Atmosphäre hatte sich geändert, um sich meiner Stimmung anzupassen. Mein Mut war gebrochen. Unser beider Mut war gebrochen. Wir klammerten uns aneinander fest in heilloser, abgrundtiefer Verzweiflung und schleppten uns zum Auto.



Wir fuhren zu Maytex, einem Fachgeschäft für Bodenbeläge, das Helmut zwei Jahre zuvor eröffnet hatte. Damals gab es noch keine Handys, und Helmut's Laden war der nächstgelegene Ort, wo wir zum Telefonieren halten konnten. Unser Haus war zwar nicht viel weiter vom Krankenhaus entfernt, aber wir wollten nicht mehr warten. Auf der Suche nach einer Erklärung galt der erste Anruf meinem Frauenarzt. Es war ein kurzes Telefonat. Helmut sprach mit ihm. Was er gesagt hat? Ich weiß es nicht ... Vielleicht erinnere ich mich einfach nicht mehr. Ich nehme an, es war nicht wichtig. Was konnte er schließlich tun? Natürlich war er geschockt ... Ja, natürlich.

Als Nächstes rief Helmut unsere Krankenversicherung an. Er hatte Gott sei Dank daran gedacht, Marc sofort nach seiner Geburt dort anzumelden.

Dann riefen wir meine Familie in Seattle an. Helmut wählte. Seitdem wir die niederschmetternden Neuigkeiten erfahren hatten, wollte mein unkontrollierbares Zittern nicht aufhören und meine Atmung äußerte sich nur in Form von sprunghaftem nach Luft Schnappen und tiefem Seufzen. Ich war wie eine Marionette, deren Gliedmaßen an Fäden hingen, die von irgendjemand anderem gezogen wurden. Mein Vater war am Telefon. Als ich seine Stimme hörte, brach der Damm und setzte mein Schluchzen frei. Schon wieder.

»Daddy«, heulte ich in den Hörer, »mit Marc stimmt was nicht!«

Er antwortete mir nicht. Stattdessen schrie er über den Hörer hinweg: »Heb mal einer von euch ab! Dalli! Das Baby ist krank!«

Im Haus verbreitete sich Panik wie ein Lauffeuer. In Sekundenschnelle hatten meine Mutter und meine Schwestern die Hörer der Nebenanschlüsse abgehoben. Meine Eltern waren für Marcs Geburt nach Deutschland gekommen und ein paar Tage geblieben, aber meine Schwestern hatte ich nicht mehr gesehen, seit ich meine Heimat sieben Monate zuvor verlassen hatte.

»Tracie! Was ist los?!«

Sie konnten nicht glauben, was ich erzählte.

Anschließend fuhren Helmut und ich nach Hause. Wir riefen das Krankenhaus bestimmt stündlich an, bis in die frühen Morgenstunden. Marc ging es gut. Er aß. Er schlief.

»Herr Mayer, Ihre Frau und Sie sollten sich wirklich ausruhen.«

*Mhm. Ja. Klar.* Ich dachte, ich würde nie wieder Ruhe finden.



Ich stand in dieser Nacht allein in Marcs Zimmer. Ich sah mich um, betrachtete das Mobiliar, das Spielzeug, die Stofftiere. Ich sah all die Freude und Geborgenheit, die ihn in seinem Zuhause willkommen geheißen hatten, als wir ihn am Tag zuvor heimgebracht hatten. Mit dem Duft von Babypuder und Baby lotion in der Luft schien sein Bettchen so befremdlich, sein Zimmer so leer. Ohne ihn war nichts an seinem Platz. *Home sweet home* – gestrichen.

Ich schlang beide Arme um meinen Bauch. Ich war eingehüllt in ein Gefühl der Leere, und es gab absolut nichts, was dieses Vakuum füllen konnte. Ich wusste, dass ich schwanger gewesen war, wusste, dass ich wirklich, tatsächlich mein geliebtes Kind geboren hatte. Es war kein Traum, dass ich in diesem Haus war, in dieser Stadt, in diesem Land, verheiratet.

Ich fiel auf die Knie vor Marcs Bettchen und flehte Gott an, mir zu helfen und sich um unser Kind zu kümmern. Ich flehte, dass er die Last des Kummers und der Trauer, die mich langsam umbrachte, von mir nehmen würde, flehte, dass er dieses leere Zimmer mit der Freude und Fröhlichkeit füllen würde, die es verdiente. *Mein Baby! Mein Baby! Mein Baby!*

»Lieber Jesus«, betete ich, »bitte wache über unser Baby, und hilf Helmut und mir durch diese Nacht.«